

Einleitung

Als wir aufstehen, sage ich: „Geh ordentlich! Pass auf!“ Er bewegt sich torkelnd, wie ein betrunkenener Matrose. Nein, wie ein Spastiker. Er dreht sich um und sagt mit seiner angestrengten Stimme: „Wenn du dich schämst, kannst du ja ein bisschen Abstand halten. Kümmere dich nicht um mich.“ (Pontiggia 2002: 9)

Die Szene steht am Anfang des Romans „Zwei Leben“ von Giuseppe Pontiggia. Der Roman berichtet über die Auseinandersetzungen eines Vaters mit den Behinderungen, die mit der Cerebralparese seines Sohnes Paolo einhergehen. Paolo hat bemerkt, dass es seinem Vater peinlich ist, dass er auffällt – und er hat ihm dies in der zitierten Schlüsselszene mitgeteilt in einer Form, die Solidarität mit den *Behinderungen seines Vaters* und die eigene Emanzipation verbindet. Das ist die literarische Form des Themas des vorliegenden Buches: Was geschieht, wenn Behinderungen beobachtet werden – und: welchen Regeln folgt ihre Beobachtung? Das Ziel wird es sein, diese und weitere Protokolle von Behinderung für den Aufbau einer Theorie der Behinderung zu nutzen¹, die entgegen einer starken Tradition der Individualisierung

1 Dies geschieht im Rahmen des Forschungsprojektes „Sonderpädagogisches Wissen – Diskursanalysen“, das ich an der Universität Zürich, Institut für Sonderpädagogik, bearbeite. Das Thema der Forschung ist: Was weiß die Sonderpädagogik, wenn sie etwas weiß? Und warum soll man darüber etwas wissen? Es gibt wenige gesellschaftliche Felder, in denen das Wissen so grundlegend umstritten und existen-

versucht, über die Beobachtung von Behinderung die *Selbstbeschreibung* der Gesellschaft herauszufordern. Das wird mit der im Titel signalisierten Einschränkung mit Bezug auf Bildung geschehen; Ungleichheit und Behinderung hingegen gehören zusammen und ließen sich auch an anderen Themen durchspielen, etwa an Arbeit, Gesundheit oder Wohnen. Bisherige Erfahrungen haben gezeigt, dass es für die Konzeption einer Theorie der Behinderung Umwege braucht, die nahe liegenden Theorieangebote sind nicht die tragfähigsten. Wer weiter gehen will, muss deshalb Ungeohntes in Kauf nehmen und Bereitschaft entwickeln, Selbstverständlichkeiten nicht mit Gewissheiten zu verwechseln. In Frankreich sagt man, wenn man etwas Abwechslung und Vergnügen sucht, „il faut que je change mes idées“ und man geht dann vielleicht mit seinem Hund spazieren. Das Resultat *meines* Spaziergangs ist die vorliegende Theorie der Behinderung; die größten Steine und Löcher sind hoffentlich aus dem Weg geräumt.

Was beinhaltet die Theorie? Die Theorie sagt nicht, was Behinderung ist, sondern sie macht einen Vorschlag, wie Behinderungen als soziale Erfahrungen zu beobachten sind, und sie nutzt dabei Entwicklungen aus den *Disability Studies*.² Es handelt sich also nicht um den Versuch einer Definition und den Aufbau einer Klassifikation, sondern um die Konstruktion einer Analytik, die es erlaubt, Wahrnehmungs- und Wissenspraxen im Feld der Behinderung zu rekonstruieren und über die Rekonstruktion die aktuelle Informationslage zu verbessern. Das ist die Aufgabe und der

ziell folgenreich ist wie in der Sonderpädagogik. Benachteiligung und Behinderung sind schwierige Themen geblieben, die Folgen davon sind prekäre Diskurslagen in Gesellschaft, Wissenschaft und Praxis. Die Erforschung des sonderpädagogischen Wissens hat zur Aufgabe, Ordnung und Dynamik dieses Wissens zu erschließen, seine Formierung in Diskursen zu beobachten und die Erkenntnisse für den Aufbau von Selbstreflexion zu nutzen. Das Ziel liegt in der Entwicklung von Denkräumen, die ein kritisch-produktives Verhältnis zu Politik und Praxis ermöglichen.

- 2 Die *Disability Studies* sind ein junges Forschungsfeld, das sich vor allem im angelsächsischen Raum in den letzten 30 Jahren entwickelt hat. In Struktur und Theoriemitteln, nicht jedoch im Volumen sind sie den *Gender Studies* vergleichbar: Mit sozial- und kulturwissenschaftlichen Mitteln erforschen sie die Erfahrung, behindert zu werden. Sie liefern damit einen Beitrag zur Dekonstruktion der auf Nichtbehinderung eingestellten gesellschaftlichen Praxen (vgl. Weisser/Renggli 2004).

Leistungsbereich der Theorie, hier ist sie lokalisiert. Theorie, heißt das, ist die Analytik eines Beobachters, der an einen sozialen Ort gebunden ist, situiert durch Erfahrung und Sozialisation, die sich in der Wahl und im Gebrauch der Instrumente niederschlagen.³ Sie ist, um es in den Worten von Donna Haraway zu sagen, „ein prothetisches Werkzeug“, mit dem ich versuche, „nicht-unschuldige Konversationen zu beginnen“ (Haraway 1996: 239f). Spielt es dabei eine Rolle, ob ich selbst behindert bin oder nicht? Die Frage hat eine empirische Seite und die ist schwerlich abschließend zu beantworten. Sie konstatiert aber unabhängig davon auch diskursive Realitäten, die bereits mitten ins Zentrum des Themas führen. Man kann der Meinung sein, dass es eine Rolle spielt und daraus den Schluss ziehen, nur Personen mit einer Behinderung dürfen Behinderungen zum Thema der Forschung machen, weil es um ihre Interessen geht. Man kann auch der Meinung sein, dass es keine Rolle spielt und dass es deshalb keine gerechtfertigten Teilnehmerrestriktionen gibt. Schließlich kann man auch argumentieren, dass es zwar eine Rolle spielt, aber dass das Thema alle betrifft und dass sich deshalb alle aktiv beteiligen können. Der Punkt ist, dass in jedem Fall unterschiedliche Grenzlinien zwischen behindert und nicht behindert gezogen werden und dass diese Linien die möglichen – einschließlich der eigenen – sozialen Positionen hervorbringen. Es geht in der Folge um Politiken im Medium von Plausibilitäten, die selbst wiederum rekonstruiert werden können.⁴ Der Diskurs endet nicht mit einer Lehrmeinung, sondern mit der zuletzt geäußerten Position. Allein der Umstand, dass dieser Text geschrieben ist, bringt mich als Beobachter in dieser Arena hervor. Wäre es ein Video oder ein Workshop, könnte man mich als meistens nicht behinderten Beobachter beobachten. Damit gilt für mich der Aphorismus über die Angst der Nichtbehinderten von Franz Christoph, einem der Exponenten der so genannten Krüppelbewegung der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts. Er schreibt: „Man hat immer Angst, sich von einem Behinderten den

3 In diesem Fall spielen Theoriemittel eine wesentliche Rolle, die in der Wissenschaftsgeschichte unter den Namen Pragmatismus, Wissenssoziologie, Diskursanalyse und Systemtheorie laufen.

4 Besonders instruktiv ist diesbezüglich die Diskussion in der Zeitschrift „Disability & Society“ zwischen Robert F. Drake (1997), Fran Branfield (1998), Paul S. Duckett (1998) und noch einmal Fran Branfield (1999).

Vorwurf einzuhandeln, dass man ihn nicht ernst nimmt“ (Christoph 1983: 42). Ich halte also das Unterfangen für legitim, denn die Linie zwischen behindert und nicht behindert inkludiert auch mich in das Thema (spätestens *durch* diesen Satz), bei dessen Behandlung es gelingen möge, „eine Verantwortlichkeit dafür zu entwickeln, zu welchem Zweck wir zu sehen lernen“ (Haraway 1996: 227). Die Adressatinnen und Adressaten sind die Akteure im Feld, mich selbst eingeschlossen.

Was ist konkret zu erwarten? In einem *ersten* Hauptkapitel werde ich unter dem Titel *Behinderung* die Unterscheidung von Behinderung/Nichtbehinderung als autonome Unterscheidung eines Beobachters einführen. Autonom heißt dabei soviel wie: eine eigenständige Perspektive, die etwa unabhängig ist von jener der Normalität/Anormalität. Anschließend werde ich untersuchen, was man tut, wenn man etwas von etwas unterscheidet. Diese Tätigkeit verstehe ich differenztheoretisch und bezeichne sie als den Gebrauch einer Differenz. Die Differenz von behindert/nicht behindert bringt einen performativen Unterschied hervor, denn in ihr wird festgehalten, dass etwas nicht geht, von dem man erwartet, *dass* es geht. Warum und wieso das so ist und was das genau bedeuten könnte, das muss erschlossen werden: Die Analytik macht Weisen der Diskursivierung des Unterschieds sichtbar. Wie sie das tut, das ist das Thema der Abschnitte über Akausalität, Applikationsunsicherheiten und das Dispositiv des Beobachtens. In diesen Rahmen wird das Thema der Diagnosen von Behinderungen eingeführt. Es geht darum, Diagnosen zu beobachten – nicht selbst Diagnosen zu stellen. Um diese reflexive Ebene zu gewinnen, operiere ich mit dem Begriff der Barrierenanalyse. Im folgenden Schritt wird der zweite Teil des performativen Unterschieds, das Problem der Erwartung, eingeholt. Es sind die Erwartungen, die machen, dass man feststellt, dass etwas nicht geht. Diese Rekonstruktion von Zuschreibungen und Feststellungen von Behinderungen – eine Behinderung der Justiz genauso wie eine Sehbehinderung – ermöglicht die Analyse von Prozessen der Kategorisierung von Behinderungen. Ohne definieren zu müssen, was eine Behinderung ist, können auf diese Weise Festschreibungen erkannt und kritisiert werden mit dem Effekt einer radikalen Entdinglichung oder eben Dekategorisierung. Ins Zentrum rücken in der Folge Einsichten in Abwehrstrategien, die die Wissenssprachen im Kontext von Behinderungen durchziehen. Der Theoriever-

such zielt auf den Aufbau eines universalen, d.h. auch für kulturelle Unterschiede sensiblen Reflexionsdesigns, das sich für das Durcharbeiten von individuellen und kollektiven Abwehrsystemen und Etikettierungspraxen eignet.

Im *zweiten* Teil werde ich den Horizont erschließen, in den sich jede Thematisierung von Behinderung als Differenz einschreibt – in den Horizont von *Gleichheit und Ungleichheit*. Dabei verstehe ich (Un-)Gleichheit selbst als Differenz, also wiederum beobachtertheoretisch und nicht normativ: Es geht folglich nicht um eine Theorie der Gerechtigkeit, sondern um die Möglichkeiten, das Auftauchen von Behinderung in der gesellschaftlichen Kommunikation zu analysieren. Im Horizont von (Un-)Gleichheit wird Behinderung im Unterschied zu Nichtbehinderung als Besonderes hervorgebracht. Das Besondere liegt jedoch nicht auf der Hand – es ist nicht einfach da –, sondern es wird vor dem Hintergrund von Erwartungsverletzungen spezifiziert. Ich nenne diesen Prozess die Spezifikation des Speziellen. Sobald er anläuft, werden Diskurspositionen in der Arena wechselseitig identifizierbar. Es entstehen Gebrauchsformen der Differenz, die alle einen Fluchtpunkt im Umgang mit (Un-)Gleichheiten erzeugen und diesen mit Vorstellungen aus dem kulturellen Gedächtnis auffüllen, die unterschiedliche Gewichtungen und Deutungen von Ungleichheiten zulassen, eher utopische oder eher ideologische. Behinderung erscheint in den Diskursen der Gesellschaft selten als allgemeines (Un-)Gleichheitsproblem, sondern meistens mit Bezug auf spezifische Referenzen: beispielsweise Bildung, Arbeit oder Kultur. In diesen Referenzbereichen entstehen Mess- und Evaluationssysteme zur Bewältigung von (Un-)Gleichheitsproblemen. Diese Systeme verwandeln performative Unterschiede in askriptive Merkmale; es handelt sich um Politiken der Behinderung, die seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts durch die Behindertenbewegung kritisch – d.h. durch einen alternativen Differenzgebrauch – hinterfragt wird. Die politische Aushandlung findet unter Bedingungen der Demokratie statt, in der die analytischen Perspektiven der Anerkennung und Umverteilung eine zentrale Rolle spielen. Die Auseinandersetzung um (Un-)Gleichheit und Praxen der Anerkennung und Umverteilung führt in jene Zonen, in denen Gefährdungen, Risiken und Paradoxien im Umgang mit Behinderungen zum Thema der Gesellschaft werden, Zonen, die mit den Konzepten der Exklusion/Inklusion, der Diskriminierung und Solidari-

sierung erschlossen werden. Der Begriff der Hilfe schließlich operationalisiert die gesellschaftstheoretischen Aspekte von (Un-) Gleichheitsproblemen mit Blick auf Handlungen. Er steht theoretisch an einer zentralen Stelle und über die Analyse seiner empirischen Form lässt sich die Erfahrung von Behinderung als transversaler Aspekt gesellschaftlicher und subjektiver Verhältnisse erforschen und reflexiv aneignen.

Im *dritten* und letzten Teil geht es um *einen* Referenzbereich der Analyse von Behinderungen, um *Bildung*. Bildung bezeichnet hier das gesamte Feld von Schule, Aufwachsen, Lehren und Lernen, und die Frage ist: Wie bilden sich Zonen der Behinderung im Kontext von Bildung – und was lässt sich darüber wissen und für Interventionen aufbereiten? Über eine systemtheoretische Perspektive werde ich die Frage der (Un-)Gleichheit im Erziehungssystem in den Mittelpunkt stellen und fragen, wie (Un-)Gleichheit im Erziehungssystem bearbeitet wird. Die Antwort wird sein, dass das Erziehungssystem mit Reform auf Problemdruck reagiert und dass Behinderungen solchen Druck erzeugen können. Ich unterscheide Erwartungsverletzungen mit Behinderungsfolgen, die mit der Kapitalisierung von Bildung verknüpft sind (ungleiche Verteilung) und solche, die über Fragen der Kompetenzentwicklung laufen (Heterogenitätstoleranz). In die Kritik gerät der Hauptmodus der Thematisierung von Behinderungen über die askriptive Festschreibung an Körpersubjekten. Er verdunkelt Aspekte der (Un-)Gleichheit und bringt naturalisierte Konzepte hervor, die Leistungsgerechtigkeit und individuelle Förderung ins Zentrum rücken. Es wird darum gehen, diese Konzepte zu (re-)positionieren. Anschließend geht es um die Rolle der Sonderpädagogik im Erziehungssystem. Ich werde sie über die Aufgabe der Entdeckung und Behandlung von Behinderungen und Erwartungsverletzungen beschreiben und sie damit in den Rahmen der performativen Theorie der Behinderung stellen. Dabei geht es nicht primär um eine Argumentation für oder wider separierte respektive integrierte Maßnahmen, sondern um die Dispositive der Professionalität und der Forschung im Kontext öffentlicher Fragestellungen. Sonderpädagogik erscheint in der Folge als Expertise in der Differenz zur Pädagogik, die in einem reflexiven Verhältnis zu ihren eigenen Angeboten steht und Behinderungen auf den Monitor des Erziehungssystems bringt. Dazu bedient sie

sich der Analyse von Barrieren und versteht ihre eigene Rolle in Anlehnung an Konzepte des *Diversity Management*.

Ich möchte diese Einleitung nicht beenden, ohne auf Grenzen und Schuldigkeiten hinzuweisen: Das Hauptinteresse galt dem großen Bogen, dem Anfertigen und Durcharbeiten einer Werkzeugkiste, aus der einzelne Teile bereits empirisch erprobt sind, anderen dieser Test noch bevorsteht. Auch Werkzeugkisten sind nie fertig, denn es „gibt viele Arten, Dinge in Relation zueinander zu denken [...]“. Der Wert eines Werkzeugs hängt davon ab, was damit getan werden soll“ (Dewey 1998: 138). Die Analytik partizipiert an den Problemen, die sie beobachtet. Die Reflexion auf die Form der Partizipation ermöglicht dabei die Kontrolle der eigenen Erkenntnisbedingungen. Die Publikation erfolgt zu einem Zeitpunkt, den man auch als unfertig betrachten kann, mit Fragezeichen und Unschärfen versehen; aber fertig sind nur Fertigprodukte, und Wissenschaft muss diesen Ansprüchen nicht genügen. Das Vorbild war eher eine Gebrauchsanweisung, deren Wert man nur praktisch, d.h. nur in eigenen Denk- und Forschungsprozessen erschließen kann. Die hierzu notwendigen Elemente findet man im Text, Ergänzungen und Anreicherungen in den Fußnoten und in der Literatur. Und so bleibt mir zu hoffen, dass das gestreute Sägemehl zur Aufnahme der Spur motiviert und jenen *namentlich* zu danken, die mich bei der Arbeit besonders unterstützten, allen voran Cornelia Renggli vom Volkskundlichen Seminar der Universität Zürich und Erich Otto Graf vom Institut für Sonderpädagogik, ebenfalls Universität Zürich. Speziell danke ich meiner Frau Paola Sansone; mit ihr verbinden mich zahlreiche Erfahrungen, die durch den Text schimmern, und vieles mehr.

